

(Nachdruck verboten.)

19]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Dem jungen Mädchen schoß das Blut ins Gesicht unter den beschämenden Gedanken, die in ihr aufstiegen.

„Dann soll man ihm den Vorwand nicht nehmen,“ erklärte sie. „Wenn er uns draußen haben will, dann soll er's sagen, es giebt genug Wohnungen, bessere als diese, wir werden gehen, lieber heute als morgen.“ Das klang sehr energisch, Gusti hatte noch nie so gesprochen, aber hinter dem sich aufbäumenden Stolz lag das Weh. Der Mutter that sie leid. Das arme Kind dachte noch immer an ihren Emil und sie litt unter der Unsicherheit dieses Verhältnisses. Wenn der Emil ein Mann wäre, würde er anders handeln. Da schickt er ihr seine Photographien, schreibt einige nichtssagende Zeilen dazu und hält sie so hin — vielleicht macht es ihm Spaß — und wir, die Eltern, sehen geduldig dem zu. — Ist diese Passivität, zu der uns Stolz und Zartfönn verurteilen, das Richtige? Emil ist kein Mensch des selbständigen Handelns, er wird thun, was ihm sein Vater befiehlt — er wird sich's niemals mit ihm verderben wollen — folglich — Gusti hat recht, wenn er uns draußen haben will, dann soll er es sagen, wir müssen es wissen, — aber vielleicht —

Elise hatte, während sie das in Gedanken erwog, an ihrem Hutband herumgeknüpft, jetzt zog sie den Mantel fester um ihre Schultern, sie schien zu einem Entschluß gekommen zu sein.

„Ich will Herrn Schönbrunner ersuchen, einige Tage zu warten. Wir kennen uns lange genug, er wird es wohl nicht verweigern. Ich hoffe es — jedenfalls will ich mit ihm reden, ehe ich zur Wucherin gehe.“ Sie winkte den Kindern ermunternd zu und von ihnen bis zur Thür geleitet, verließ sie die Wohnung, um ihren Hauswirt aufzusuchen.

Eine steile Treppe, deren Stufen schmutzig, ausgetreten und bucllich waren, führten in das Souterrain, in die Arbeitsräume Schönbrunners.

Sie befanden sich in jenem primitiven Zustand, der den handwerksmäßigen Betrieb zu begleiten pflegt, es fehlte an Licht und Luft, an jeder Fürsorge und Keinslichkeit.

Die kleinen vergitterten Fensterchen unter der Deckenwölbung waren erblindet und mit Spinnweben verhängt, der Schnee, den der Wind hier angeweht, verdeckte sie völlig; aber aus jener Ecke, in welcher der Ofen stand, leuchtete rote Glut, die an den schwarzen, verrauchten Wänden in feurigen Flecken aufsprang und wieder verschwand, je nachdem die Flamme angefaßt wurde oder in sich zusammenfiel.

Ein halbwüchsiger Bursche mit bloßen Füßen trat den Blasbalg, ein zweiter hielt mit der Zange das Eisen ins Feuer, während Meister Schönbrunner vor dem Ambos ein rotglühendes Stück mit dem Hammer bearbeitete.

Sein derbes Gesicht und die muskulösen Arme, von denen die Ärmel weit über den Ellbogen hinausgeschoben waren von dem Feuer beleuchtet, und seine Augen, unter denen sich der Fuß angelehnt hatte, glänzten in Feuerreflexen.

Das monotone Fauchen des Blasbalges, das Prasseln des Feuers und die im Takt fallenden Hammerschläge, ding dang — ding, dang dang — erfüllten den Raum, und dazwischen tönte das gleichmäßige Surren der Bohrmaschine, die in einem kleinen Gefäß nebenan aufgestellt war und von zwei Lehrbuben bedient wurde.

Es war ein Handmotor, der mit Händen und Füßen getrieben wurde, eine schwere, ermüdende Arbeit, die zwei Arbeitskräfte ununterbrochen in Anspruch nahm.

Schönbrunner hob den Kopf, horchte einen Augenblick darauf und arbeitete wieder weiter. Er war am Nachmittag noch einmal herabgekommen, ehe er sich zur Sitzung ins Rathaus verfügte.

Diese Sitzungen waren jetzt gleichsam in Permanenz erklärt und nahmen unmäßig viel Zeit in Anspruch.

Aber es handelte sich um Wohl und Wehe der Stadt Wien, wie Schönbrunner behauptete, und da durfte er nicht fehlen.

„Wir werden es diesen Juden schon zeigen —“ dachte er

grimmig, und hieb mit dem Hammer auf das Eisen, daß die Funken nach allen Seiten flogen.

„Und nicht allein die Juden müssen unschädlich gemacht und vernichtet werden, mit ihnen zugleich diese roten Hunde, diese Judensoci“ — ding ding — dang dang — Rascher schlug er jetzt auf das Eisen, in kurzen, kräftigen Schlägen, während er es nach allen Seiten drehte, um es, nachdem es schmiegfam geworden, nach seinem Willen zu formen.

Es war geschehen und er warf es beiseite. Ein andres, rotglühendes Stück ward dem Meister auf den Ambos gelegt.

Er vollführte einige Schläge.

„Kindvieh, zu wenig heiß,“ brüllte er den Lehrbuben an, und warf das Eisen in die Glut zurück.

„Birst Du nie die Temperatur lernen, die man zum Schmieden braucht —“

Er befahl dem Jungen, Coaks zuzulegen und hielt selbst das Eisen ins Feuer.

Dann begann er wieder zu hämmern.

Und mit jedem Schlag, den er führte, hämmerte und hockelte er an den Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen. Das Handwerk war ihm verleidet. Entweder den Betrieb verkaufen oder vergrößern — eines von beiden — so kann es nicht fortgehen. — Da wartet man auf eine größere Arbeit und wenn sie kommt, kann man sie nicht übernehmen — muß die Hälfte anderweitig vergeben, gerade die, bei der was zu verdienen wär' — wofür plagt man sich also? — Ich pfeif' auf das Kleingewerbe. — Er widmete ihm noch derbere Ausdrücke der Verachtung. — Für die Hebung desselben, für die Rettung des kleinen Mannes, für die er dereinst geschwärmt, die noch immer das Programm seiner Partei bildete — das einzige, das sie hatten — besaß er nur mehr ein skeptisches Lächeln.

Von der Höhe aus sieht man die Dinge eben anders als wenn man am Boden kriecht.

Jedenfalls war es klüger, wenn man es thun konnte, sich selbst zu retten, als sich retten zu lassen, Gott weiß wann.

Das Surren daneben hatte aufgehört und das bewirkte auch eine Unterbrechung seiner Gedanken.

„Jetzt sind sie schon wieder erschöpft und können nicht weiter, diese Maskerle.“

Er übergab das Eisen dem Gehilfen und ging in den Bretterverschlag, um nachzusehen.

Richtig, da lagen beide Lehrbuben auf dem Steinboden und streckten Arme und Beine von sich, als wären sie schon freipiert.

Sie rührten sich auch nicht als der Meister herantrat; ihre Muskeln versagten den Dienst, nur ihre Augen wandten sich mit einem flehenden Ausdruck ihm zu.

Schönbrunners Zorn wich einer dumpfen Resignation.

„Was nützt es, wenn ich sie beulte, sie sind lahm, sie können nicht weiter. — Ein Dred, diese Handmotoren,“ er stieß mit dem Fuße danach, wobei die Buben auch etwas abriegelten.

„Einen Gasmotor müßte ich haben,“ kalkulierte er weiter.

„Was einen, zwei — und einen dritten für den Ofen. Sie sind nicht so teuer, und man könnte Arbeitskräfte ersparen. — Aber wo stell' ich sie auf? —“

Er kehrte nicht zum Feuer zurück; er betrat die Kellerabteilung, die nach der Straße zu ging und besseres Licht hatte.

Hier waren zwei Gehilfen mit Feilen und Polierarbeit beschäftigt. Er warf keinen Blick darauf, er durchmaß den Raum, prüfte die Stärke des Gewölbes und Mauerwerkes und schüttelte den Kopf.

„Biel zu schwach.“ Nach der Nachbarsseite hatte sein Haus nicht einmal eine Feuermauer. Da war es nur so daran gebaut. —

Ja, die Bauordnung damals und heute — hundert und eins — heute würde ihm da ein Gasmotor gar nicht bewilligt, da müßte er vorher alles umbauen.

„Da bau' ich aber schon gleich ein neues Haus auf mein' Eckplatz hin, ein vierstöckiges — aber dann leg' ich mir keine Werkstatt hinein. — Sabaha, damit ich mir die schönen Parteien vertreib, fällt mir nicht ein. . . . Ich bau's sehr elegant — wenn sie den Park da anlegen — und das muß die Kommune thun — wozu wär' denn unsereiner dabei — dann werd' ich mir eine große Parkfront machen, da kann ich Wohnpreise erzielen wie in der Stadt.“ — Er steckte die Hände in die Tasche

und vor sich hin brummend ging er in die Schmiede zurück. Neue Bilder erklangen vor seinen sinnenden Augen, in den bestechendsten Farben.

Vom Gemeinderat in den Landtag ist nur ein Schritt, der wird gemacht. Und bei den Wahlen der fünften Kurie könnte es leicht geschehen, daß er auch in den Reichstag käme. Sein Anhang war groß, der drückte ihn durch, es könnte wohl auch ein bißel gemogelt werden; wo es gegen die Judensoci geht, ist alles erlaubt, und da helfen auch alle zusammen.

Er nickte und lächelte bei der sich ihm auftuenden Perspektive von Glanz, Ehre und Gewinn. Hätte er einmal 10 Gulden Diäten, brauchte er sich nicht länger zu schinden. Es war längst seine Absicht, sich zurückzuziehen und er hatte auch bereits einen Käufer für das Geschäft.

(Fortsetzung folgt.)

Weltwettfrieden.

Der Wettsport ist die Mathematik des Weltgeistes. Diese von heute ab ewige Wahrheit ist nicht etwa ein Abhub von den Herrlichkeiten der Völkerbeschleunigungsfeste in Homburg, Hamburg und Kiel. Sie ist vielmehr von mir persönlich nach tiefem Nachdenken und sorgfamer Ueberlegung erzeugt worden.

Zunächst erkennt man schon daran die Bedeutung meines Autocitats, daß man die einzelnen Worte verstellen kann. So mächtig, unerschöpflich, bezwingend ist der Sinn des tiefen Satzes, daß er noch immer Sinn giebt, auch wenn man die Worte vertauscht. Der Geist ist aus der Zusammenstellung der drei Begriffe Wettsport, Mathematik und Weltgeist auf keine Weise auszurotten. Man kann also auch sehr richtig bemerken: die Mathematik ist der Weltgeist des Wettsports. Oder: der Weltgeist ist der Wettsport der Mathematik. Oder: der Wettsport des Weltgeistes ist die Mathematik. Usw.

Aber die ewigste Wahrheit liegt doch in der eingangs gewählten Reihenfolge: der Wettsport ist die Mathematik des Weltgeistes.

Die Formel bedeutet, so dunkel ihre Fassung scheint, etwas durchaus Einfaches und Klares.

Man wird schon des Ofteren beobachtet haben, daß der Weltgeist sich im allgemeinen auf sehr zweifelhafte und zweideutige Weise im Menschen äußert. Wie fängt man die Wahrheit? Was ist Gewißheit? Was steht unumstößlich fest? Was ist erhaben über allen Standpunkten? Eine gärende Unendlichkeit von Trieben und Gefühlen, Ideen und Interessen, von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die morgen schon als Aberglauben durchschaut werden, von wirren Rechtsformen, von sinnlosen Einrichtungen, ein Durcheinander qualender Widersprüche, toller Zufälle, geißelnder Willkür — so wandelt sich der Weltgeist in der Menschheit. Daher denn alles Thun auf Erden nichts ist wie Debatte, Streit, Zanf, Krieg. Und gleich rätselhaft ungelöst dräut die Frage der Verzweiflung: Was ist Wahrheit?

Dieser Tage las ich in den Zeitungen von einem Soldaten, der aus der Kaserne sehr sicher auf vorübergehende Menschen schoß und sie erlegte. Man schalt ihn ein wahnsinniges Ungeheuer und überwältigte ihn wie ein wildes Tier. Wenn aber statt des einen Soldaten Zehntausende zu schießen beginnen, und nicht nur mit einer Flinte, sondern auch mit Kanonen und mit Sprenggeschossen, so nennt man das nicht etwa epidemischen Mordwahnsinn, sondern Patriotismus, Heldennut, geschichtliche Mission. Ein Wahnsinn mal hunderttausend gleich höchste Vernunft! So geisteslos äußert sich der Weltgeist in den Sterblichen.

Nur auf einem Gebiete webt er zweifellose Klarheit und sichere unabänderliche Gewißheit. Wenn er mit Raum und Zeit spielt und ihrer Wunder Seherpraft entfaltet. In Zahl und Maß zaubert er absolute Gewißheit. Zweimal zwei ist immer vier, und ein Meter ist in allen Weltteilen zehnmal so lang wie ein Decimeter. Das ist die ruhige, zauberische Allgemeingültigkeit der Mathematik.

Also giebt es nur ein Mittel, das Thun und Treiben, das Denken und Schaffen der Menschheit unter das Gesetz der Wahrheit zu stellen: man muß alles Menschliche der einzigen Logik unterwerfen, die nicht zu fehlen und nicht zu täuschen vermag — der Mathematik. Zählen und Messen muß zum obersten Richter in dem Gesamtgebiet menschlicher Handlungen werden. Wer Recht habe, darüber entscheiden nicht sogenannte Vernunftgründe, keine Dialektik, keine Thatsachen, auch nicht die Methoden und die Formeln von Erfahrungserkenntnissen und Gesetzen, sondern nur Zahl und Maß, oder im Sinne der Kultur: der Wettsport.

Welches Pferd früher am Ziel angelangt, und wie viel früher es kam, das kann unmittelbar von der Uhr abgelesen werden. Weder der Dummkopf, noch der Streitsüchtigste, noch der Zweifelsnarr wird auch nur einen Augenblick an solcher Gewißheit irre werden. Konservativ, liberal, Kerisale und socialdemokratische Blätter geben denn auch die Sportsresultate mit einer Uebereinstimmung wieder, die man sonst nirgends findet. Hier ist der Wahrheit fester Ankergrund, hier verkommen die Leidenschaften der Klassenegensätze, hier verlag der Betrug gekaufter Meinungsmacher. Damit ist das Problem gelöst: Wie Wahrheit sich erhebe über Streit und Wirrnis, wie Fader und Krieg endgültig geschlichtet werden könne? Alle

menschlichen Entscheidungen müssen ausgewettet werden. Das ist das neue, zeitgemäße Gottesurteil, gegen das es keine Appellation, nicht einmal ein Murren gilt, weil seine Entscheidungen ihrer innersten Natur nach endgültig sein müssen. Das sichert mit einem Schläge für alle Zukunft den Völkerfrieden auf der ganzen Erde.

Es wird die Aufgabe der nächsten Zeit sein, daß sowohl im Rechte der einzelnen Staaten wie im Völkerrecht der Wettsport als Organisationsystem der Gesellschaft ausgearbeitet wird. Ich glaube, daß das weiter keine Schwierigkeiten machen wird. Ist das große Werk geschehen, dann endlich wird statt Glauben und tappendem Meinen die absolute Wahrheit weise über den Menschen regieren. Lüge, Täuschung, Irrtum, Ungerechtigkeit werden dann ebenso verschwinden wie Zweifel und revolutionäre Aufsehungen gegen die Entscheidungen.

Man erwäge nur, wie unsicher der heutige Justizbetrieb ist. Ob jemand schuldig sei oder unschuldig, wer kann das wissen? Denn nicht jeder ist ein Socialdemokrat und deshalb von Natur schuldig. Weiß man vielleicht nach den endlosen Hinter-Kommern-Verhandlungen, ob die Herren Schulz und Romeid edelste Wohltäter der Menschheit seien oder die nichtsnützigsten Schurken. Die Rechtsanwältle beweisen das eine, die Staatsanwältle das andere. Da kennt sich niemand aus.

Wie anders würde es werden, wenn der Wettsport in das Getriebe der Justiz heilend und entscheidend eingreifen würde! Staatsanwalt und Verteidiger würden sich einfach im griechisch-römischen Ringkampf — natürlich ohne Schiebungen — messen. Wer von beiden Parteien mit beiden Schültern die Erde berührt, kann ohne weiteres festgestellt werden. Der Sieger hat Recht.

Von allen Formen des Sports scheint mir für die Justizpflege das Sachhüpfen mit verbundenen Augen am geeignetsten. Wie viel schöner ist es, in Gottes freier Natur, Recht zu hüpfen, als in dumpfen Stuben Recht zu sprechen, um nicht zu sagen: Recht zu schwagen. Für Uebertretungen genügt eine Bahn von einem Kilometer, für Vergehen eine Bahn von 10 Kilometern, für Verbrechen eine solche von 50 Kilometern. Richter, Staatsanwalt und Angellagter stellen sich am Start auf und hüpfen los. Passiert der Angellagte zuerst das Ziel, so ist er unschuldig, und muß freigesprochen werden, in allen andren Fällen wird je nach den mannigfachen Nuancen des Ergebnisses gelinder oder schärfer verurteilt. Gewiß, es kann sein, daß auch dann ein wirklicher Mörder sich eine Freisprechung erhüpfst, und ein unschuldiger geköpft wird, weil er selbst hinter dem Gerichtschreiber zurückgeblieben. Aber, was schadet das? Ein hervorragender Sachhüpfer ist ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft, auch wenn er mal gelegentlich jemand ertüwigt haben sollte. Dagegen verdient ein Stümper auch dann das Todesurteil, wenn er zufällig nichts verübt hat. Nicht nur die Urteilsfindung wird also auf diese Weise jeder Willkür entzogen, es wird auch unter allen Umständen die Auslese der Menschheit gefördert. Im höchsten Sinne des Rechts wird Recht dann immer Recht bleiben.

Auf ähnliche Weise muß der Parlamentarismus verbessert werden. Mehrheit ist bekanntlich Unstimm. Aber der Sieger im Wettrennen steht über jedem Zweifel. Für die Herrenhäuser würde sich das Herderrennen als Geschäftsordnung empfehlen. Der Herrenreiter, dessen Gaul siegt, darf seine Meinung ohne weiteres zum Gesetz erheben.

Für den Reichstag bedarf es nur einer leichten Abänderung des Hammelsprungs, um auch hier Ordnung und Vernunft zu schaffen. Bisher gingen diejenigen, die nein sagen wollten, durch die Rein-Thür, die Jalinge durch die Ja-Thür. Auch hier entschied der Unstimm der Mehrheit, der durch die Geschäftigkeit und Zerklüftung der Parteien noch gesteigert wurde, über das Schicksal, ob Ja oder Rein triumphieren solle. Anders in Zukunft. Die Reichstags-Abgeordneten werden in zwei Hälfen ausgelost; der eine verläßt links, der andre rechts den Saal. Der Direktor des Reichstags bläst ein Signal. Und nun stürzen die Volksvertreter so schnell wie möglich durch die beiden Thüren herein. Die Hälfte, die zuerst sich wieder vollzählig im Saal befindet, ist entscheidend, je nachdem sie durch die Rein- oder Ja-Thür gekommen. Es wird anfangs ja einzelne Duetschungen geben, und selbst wenn hin und wieder jemand im Ansturm erdrückt werden sollte, so ist das nicht verfassungswidrig. Welche ausgezeichnete Vorbereitung für Theaterbrände bietet dies Verfahren, ganz abgesehen von der unbedingten Zuverlässigkeit dieser die Kraft und Gewandtheit der Gesetzgeber fördernden Methodel

Ich übergehe die Einzelheiten, wie das Urteil über Theater-vorfstellungen und sonstige künstlerische Veranstaltungen in entsprechender Weise zu ermitteln sei. Ich bin überzeugt, daß auch hierin die einzige Möglichkeit gegeben ist, endlich den Streit zwischen Seceffion und Hofkunst zu schlichten. Mögen erst sich einmal der Anton von Berner und der Klinger in hehrem Wettlauf messen!

Nur einen Ausblick will ich mir noch gestatten. Väterchens Friedensmanifest wird im Haag von den Mäusen zernagt. Die Schiedsrichter der Welt schlafen an grünen Tischen und ihre Fingernägel wachsen durch die aufgetürmten Altenbogen. Draußen aber mähen sich die Völker zu Laufenden. Mit Worten läßt sich der Weltfrieden nicht schaffen. Denn wer wird als Richter anerkannt in dem Widerstreit nationaler Interessen?

Der internationale Wettsport kann und muß auch hier den erlösenden Spruch fällen. Je nach der Schwierigkeit und Bedeutung der Konflikte veranstalte man internationale Fahnenkämpfe, Diplomatenbozereien, Panzerjähffregatten, Güterzugrennen bis hinauf zu Auto-

mobilsfahrten. Die Nation, deren Vertreter siegt, hat Recht. Steht bei den Differenzen die nationale Existenz selbst auf dem Spiel, so empfiehlt sich als äußerstes Mittel ein internationales Wettreden der Staatsoberhäupter; wer das letzte Wort behält, in dessen Sinne fällt die Entscheidung.

Heute befinden wir uns erst am schüchternsten Anfang der Entwicklung des Wettsports zu seinem wahren Kulturbetrieb. Mit unwiderstehlicher Naturgewalt aber drängt die Geschichte zu dem angeborenen Ziel hin. Der Weltfriede naht und mein sehr zutreffendes Wort geht seiner Erfüllung entgegen: Der Wettport ist die Mathematik des Weltgeistes! —

J. o. a.

Kleines feuilleton.

tn. Der Salat. Der lange Krüger that sehr pfiffig und wichtig, als er aus dem Kabinett des Chefs in das Comptoir trat. Verstohlen winkte er den andern „jungen Männern“ zu und flüsterte: „Heut is wat los!“

Allgemeines Aufhorchen und Zusammenrücken.
„Baumbach sein Olle ist da — mit 'n Pompadour!“
„Na — und?“
„Und? In 'n Pompadour war 'n Topp. Und im Topp war italienischer Salat. Sonst präpelt der Olle zwei jekochte Eier zum Frühstück. Also?“ Krüger sah siegesicher auf die andern. „Das hat 'ne Bewandnis!“

„Krüger!“ Der erste Buchhalter sah ihn forschend über die Brille an: „Haben Sie den italienischen Salat wirklich gesehen?“
„Ob! Leibhaftig! Baumbach wollt 'n Beiseite schieben — bis ich 'raus war, verstanden? Winkte der Olle zu als wie: warte doch noch! Aber die merkte nicht und packte aus. Zwei Vestede und 'ne Weinpulle. Also: los is wat!“

„Aber was?“ Acht grübelnde Köpfe.
„Galt!“ Der Buchhalter lief zu seinem Kullt und lehrte mit einem Notizbuch zurück: „Hier stehen sämtliche Familienfestlichkeiten verzeichnet.“ Er blätterte. Ein leiser Pfiff. „Geburtsstag! Der Alte wird fünfzig heute!“

„Gural!“ rief der lange Krüger mit gedämpfter Stimme. „Kinder, es is so prachtvolles Wetter! Wir müssen feiern.“

„Feiern?“ Der Buchhalter blickte wieder über die Brille. „Machen Sie sich man keine Illusionen, Krüger. So lange ich hier im Geschäft bin, haben wir noch keinen Wochentag frei gehabt.“

„Der Olle is ooch noch nie fünfzig Jahre geworden,“ entgegnete Krüger. „Aber wenn wir 'n jratulieren und 'n Präjent überreichen.“

„Präjent?“ Sieben Kehlen entrüsteten sich.

„Jawoll! 'n Präjent!“ Der Lange nickte gewichtig.

„Krüger wird ihm 'nen Chronometer spenden!“ spottete einer.

„Aee,“ wehrte der lachend ab. „Wir machen's billiger. Wenn jeder fünfzig Pfennige schmeißt.“

„Macht vier Mark,“ rechnete der Buchhalter. „Was wollen Sie denn damit? Dafür giebt's nichts.“

„Ne ganze Masse,“ behauptete Krüger. „Zum Beispiel: 'n Stadtbahnabonnement dritter.“

„Einen Monat frei rasieren,“ spöttelte ein anderer.

„'n Stammsidel aus Lehm,“ schlug ein dritter vor.

„'n Füllfederhalter.“

„'n Plumentopp.“

„Schnupftabaksdose.“

„Cigarrenspitze.“

„Ansichtskarten-Album.“

„Galt!“ Krüger sprang vom Tisch, auf den er sich gesetzt.

„Wir spenden 'n Spazierstock!“

„Der Alte braucht keinen,“ meinte der Buchhalter. „Hat noch nie 'n Stod gehabt.“

„Desto besser.“

Nach langem Hin und Her wurde endlich der Vorschlag des Langen acceptiert, gesammelt und Krüger beauftragt, sofort in einem nahen Laden das Geschenk zu besorgen.

Das geschah sehr schnell. Er brachte außer dem Stod sogar noch ein kleines Rosenbouquet, das am Griff befestigt wurde. Dann schritt man zur Wahl eines Sprechers. Dieselbe fiel einstimmig auf Krüger.

„Machen wir!“ Und er setzte sich sofort in Bewegung, gefolgt von den übrigen. —

Baumbach, der Chef, sah mit seiner Frau noch beim italienischen Salat, als es klopfte. Wütend sah er auf, riß sich die Serviette vom Halse und öffnete die Thür: „Was ist los?“

„Hochberehrter Herr Prinzipal!“ Krüger stand, im Halbkreis von seinen Kollegen umgeben, und präsentierte den blumengeschmückten Stod. „Wieder ist ein Jahr vergangen und ein hoher Feiertag angebrochen. Fünfzig Jahre haben Sie heute vollendet — fünfzig Jahre des Fleißes und der Anstrengung, voll von Sorgen und Mühe, aber auch reich an Erfolg. Aus kleinen Anfängen haben Sie das Geschäft zu seiner jetzigen Höhe emporgebracht; ein Welt-

haus ist heute die Firma Baumbach —

„Machen Sie's kurz,“ knurrte der Gefeierte.

„Hochberehrter Herr Prinzipal! Auch Ihr Personal glaubt an diesem Feiertage nicht achtlos vorübergehen zu sollen. Deshalb hat man mich beauftragt, Ihnen unsre Gratulation und diesen

Spazierstock zu überreichen als ein Zeichen unsrer Verehrung. Gehrter Herr Baumbach! Der Mensch soll nicht nur arbeiten —

„Ranul!“ Das Gesicht des Prinzipals betwölkte sich.

„Nein, Herr Baumbach! Der Arbeit soll die Erholung folgen.

Wer Tag für Tag hinterm Kullt geseßen und Zahlen gebüffelt hat, der darf auch einmal feiern und spazieren gehen. Deshalb wählten wir diesen Spazierstock als Präjent. Wenn, wie heute, es einen hinauszieht in die grüne, lachende Flur, wo die Quellen rauschen und die Vögel singen —

„Schluß mit der Chose, ja, Krüger? Machen Sie sich nicht zu große Unkosten. Ich verstehe schon.“

Der Lange verbeugte sich, überreichte den Stod und rief: „Unser verehrter Chef und seine hochberehrte Frau Gemahlin, sie leben — hoch — hoch — hoch!“

Frau Baumbach knixte, die Serviette vor der Brust. Der Prinzipal lachte in kaum verhaltenem Aerger: „Sie sind 'n freundslicher Mensch, Krüger. Also ich danke Ihnen, meine Herren. Lassen Sie auf meine Rechnung 'n paar Münchener holen. Um Mittag schließen wir, — weil die Flur lacht und die Vögel singen, nicht wahr, Herr Krüger?“

Dantesäuerungen. Verbeugungen. Abgang.

Und während sich Baumbach von neuem die Serviette umnotete, murkte er: „Verfluchte Wandel! Rußt Du auch mit Deinem Salat hier angetanzt kommen!“ —

— „Sunawend“ in der Wachau. Wir lesen in der Wiener

„Zeit“: Die „goldene“ Wachau, der Strombezirk der Donau zwischen Krems und Melk, hält bekanntlich jeden Vergleich mit den gepriesensten Landschaften des Rheingebietes aus. Namentlich die Romantik Dürnsteins, das hinter ephemerumpommenen Mauern auf stromumtrauschten Felsen zu Füßen der Höhe, von der die alte Auenring Feste niedergrüßt, seinen Dornröschenschlaf schläft, nicht ihresgleichen. Dasselbe gilt von Weiskirchen, von St. Michael, auf dessen morphem Kirchendache sieben rätselhafte Steinfiguren sitzen, von Spitz, das sich malerisch um den „Tausendeimerberg“ aufbaut, und von Aggstein, dessen imposante Trümmer, von blutigen Erinnerungen umwittert, aus finsternem Lannicht hervorragen.

Abgesehen von den Hochsommertagen, die auch schon in dieses Paradies Gäfte aus dem verhältnismäßig nahen Wien locken, ist es hier fast immer einsam. Nur zu „Johanni“ (24. Juni) kommen Neugierige aus allen Teilen des Landes gezogen, um eines der grandiossten Schauspiele mit anzusehen, die sich auf heimischem Boden erhalten haben: die Feier der „Sunawend“. Wenn nämlich die Sonne kaum hinter die westlichen Hügel des Waldviertels hinabgesunken ist, wenn sich das Zwielicht von Kuppe zu Kuppe spinnt, wird es plötzlich im Thal und auf den Höhen lebendig. Ein Summen vieler Stimmen scheint sich mit dem Gemurmel des Stromes, mit dem Geflüster der Wälder zu vermischen, und sobald die ersten Sterne durch die duffigen Nebel in der Tiefe flimmern, zuckt Feuer-

schein von allen Gipfeln auf und ein Riesenbrand scheint die Klämme der Gebirgsketten zu beiden Seiten der Donau ergriffen zu haben. Zu Häupten steiniger Halden werden lodernde Fackeln geschwungen, um bald da, bald dort in tollen Sprüngen, von Klippe zu Klippe laufend, bergab zu jagen. Und während die Wurschen diesen Irlichtern uralte Pieder nachsingen, beginnen zitternde, flackernde, bald verlöschende, bald hochauflodernde Lichter den Strom hinabzutreiben: die schwimmenden Johannisfeuer, die wie glühende, funkelnde Augen lautlos dahintreiben, bis sie im Osten mit dem Sternengeflimmer einer mond hellen Johannisnacht zu verschmelzen scheinen. —

ti. Ein einzigartiger Beruf. In Wien ist neulich in der Person von Magdalena Gelly eine Frau verstorben, die auf der Erde wohl nicht ihresgleichen gehabt hat. Sie hatte es zum Beruf erwählt, ihr lebendiges Ich zu anatomischen Studien herzugeben, namentlich zu solchen an den Atmungsorganen. Die berühmtesten Wiener Aerzte haben sie seit 20 Jahren als Unterrichtsgegenstand für die Studenten benutzt. Diese Stellung verdankte die Frau einer eigentümlichen Befähigung, über die fraglichen Organe durch ihre Willenskraft zu gebieten. Sie konnte ihre Stimmänderer minutenlang unbeweglich erhalten, sogar wenn sie berührt wurden, und so waren die Studenten in der Lage, an ihr zum Beispiel die Betrachtung des Kehlkopfes übungsweise in einer Vollkommenheit kennen zu lernen, wie sie sonst an einem lebenden Menschen nicht denkbar gewesen wäre. Die Frau besaß sogar die wunderbare Begabung, gewisse Hindernisse, die sich der Untersuchung häufig entgegenstellten, künstlich hervorzubringen, und gab dadurch den angehenden Aerzten eine unvergleichliche Gelegenheit, sich in der Ueberwindung solcher Schwierigkeiten zu üben. Andererseits hatte sie eine besondere Empfindlichkeit der Schleimhäute erworben, die ihr gestattete, jeden Fehler in der Untersuchung selbst zu fühlen und anzugeben. Sie konnte stets genau sagen, in welcher Lage sich ein in ihrer Nase, ihren Kehlkopf oder ihren Schlund eingeführtes Instrument befand, so daß danach der Student auf ein Versehen aufmerksam wurde und es verbessern konnte. Dann förderte sie schließlich aus ihrem großen schwarzen Beutel, den sie stets bei sich hatte, eine ganze Sammlung von Gegenständen zu Tage, die sie sich als Fremdkörper in die verschiedenen Teile der Luftwege eingeführt, wo sie dann aufgefunden werden sollten. So hat sich die merkwürdige Frau wirklich gewisse Verdienste um die Heilkunde zu erwerben gewußt. Sie selbst stand sich gut dabei, denn sie erhielt für jede Sitzung zwei Gulden und genoß den Vorzug, von Aerzten ersten Ranges begehrt und von einer zahlreichen Studentenschaft als Versuchsanwinderin geschätzt zu werden. Ein Ersatz wird für sie

gewiß nicht leicht zu finden sein, zumal sie ihr Geheimnis nicht verraten und überhaupt keine Schüler hinterlassen zu haben scheint. —

k. Wie eine Kartoffel 2000 Mark wert sein kann. Im Frühling 1903 empfand man ein nicht geringes Erstaunen über die Nachricht, daß in England eine neue Spielart von Kartoffeln das Pfund zu 20 M. zum Ausäßen angekauft worden sei, während sonst eine ganze Tonne von Saatkartoffeln nur 40 bis 80 M. kostet. Noch größer war die Ueberraschung, als am Ende des Jahres für Knollen einer andern Gattung, „El Dorado“ genannt, Preise gezahlt wurden, die bei einem englischen Pfund (453 Gramm) zwischen 2000 und 4000 M. schwankten. Da nun durchschnittlich zwei dieser Knollen auf ein Pfund kommen, muß also manchmal die beträchtliche Summe von 2000 M. für eine einzige Knolle gezahlt werden. Uns mag diese Kostbarkeit und Seltenheit einer Frucht, die wir täglich auf unserm Tische zu sehen gewohnt sind, verwundern, doch haben während der letzten 30 Jahre die Kartoffelzüchter sich außerordentlich bemüht, die einzelnen Arten zu verbessern, den Ertrag größer und die Kartoffel für Krankheiten unempfindlich zu machen. So bedeutsam ist der Erfolg dieser Kartoffel-Spezialisten gewesen, daß eine Sorte Kartoffeln, „Evergood“, deren Ertrag früher im besten Falle sechs Tonnen den Morgen betrug, im Jahre 1903 sechzehn bis achtzehn Tonnen brachte, und in einem Jahr, wo viel Krankheit die Kartoffeln befiel, war bei dieser Sorte die Zahl der kranken Früchte sehr klein. Aber damit war der Ehrgeiz des Züchters noch nicht erschöpft, sondern er erzielte eine Sorte, bei der nach seinen Versuchen ungefähr auf ein Pfund Ausaat ein halber Centner Ernte erzielt wird und 80 bis 90 Knollen von einer einzigen Pflanze gewonnen werden. Daß für eine solche außerordentliche Frucht auch ein hoher Preis gezahlt wird, ist nicht verwunderlich. Werden doch die von diesen Knollen geernteten Früchte im Herbst 1904 das Pfund 100 M. kosten, eine Tonne also die stattliche Summe von 225 200 M., und was ein Feld von auch nur wenigen Morgen dann einbringt, das ist gar nicht auszubedenken. Zudem wissen die klugen Kartoffelzüchter eine solche kostbare Frucht vielfach auszunützen, indem sie die „Augen“ einzeln einpflanzen und die Schößlinge dieser Triebe dann abschneiden und nochmals einpflanzen, so daß die Ertragsfähigkeit einer einzigen Knolle außerordentlich gesteigert wird. Die berühmteste Kartoffelart ist die „El Dorado“, von dem schottischen Pflanzler A. Findlay in Marlinch zuerst auf den Markt gebracht. Auf dem Petersburger Markt herrschte große Aufregung über den Verkauf eines Exemplars dieser seltenen Gattung. Die Knolle wog kaum ein halbes Pfund und wurde für den Preis von 1600 M. verkauft. Die Geschichte dieser Kartoffel, die „Gardener's Magazine“ erzählt, ist höchst sonderbar; der bloße Name wirkt wie ein Zauberpruch; der Ertrag der Ausaat war ein sehr geringer und die Nachfrage eine außerordentlich große. Wenige Züchter sicherten sich den ganzen Vorrat und nun stieg der Preis außerordentlich hoch. Einige Firmen besaßen noch gewisse kleine Vorräte von der kostbaren Kartoffel. So verkauften Bond und Sons in New York vier Pfund, das Pfund zu 3000 M., und ein gewisser Massey erhielt für 14 Pfund 28 000 M. —

Geographisches.

gc. Eine Kartographie bei den Naturvölkern zu suchen, erscheint auf den ersten Blick als reine Ironie. Und doch bringt Dr. Dröber im letzten Hefte der „Deutschen geographischen Blätter“ den Nachweis, daß die mit ungewöhnlicher Sinneschärfe und einem vorzüglichen Orientierungsvermögen begabten Wilden Karten geschaffen haben, die von großem zeichnerischen und geographischen Verständnis Zeugnis ablegen. So fertigten zwei Indianer für Henry Youle Hind, der die Halbinsel Labrador teilweise durchforscht hat, aus Birkenrinde, die eigens zu dem Zweck aus dem Walde geholt wurde, eine Karte des Flusses Moisie und des alten Montagnais-Beges. Ein anderer machte denselben Versuch; ein Vergleich ergab eine vollständige Uebereinstimmung beider Karten untereinander und mit der Wirklichkeit. Solchen Karten wurden nach demselben Berichte eine Reihe von Mitteilungen durch Zeichen beigelegt. Genau dasselbe Verfahren haben nach Jochelsons Forschungen im Kolyma-Gebiet in Sibirien die Zukagiren. Aber auch mit Kreide sind Karten gezeichnet worden. Mit Kreide entwarf ein Laos für Dr. Harmand auf eine schwarze Tafel eine Karte des Se-bang-hiang, eines Nebenflusses des Mekhong. Besonders häufig scheint die Kreide auf Schiffen verwendet worden zu sein. Kaitliß, der den russischen Admiral Lütke 1826 in die Südsee begleitete, sah, wie Eingeborene der Karolinen förmliche Karten von ihrem ganzen Archipel samt den Marianen auf den Boden des Verdecks mit Kreide zeichneten. Weit erstaunlicher gestalteten sich die Leistungen der Wilden, wenn man ihnen Bleistift und Papier in die Hand gab. Karl von den Steinen ließ alle kartographischen Sandzeichnungen in sein Tagebuch mit Bleistift eintragen. Im Gegensatz zu der saft kindlichen Arbeit der Wakiiri stehen vortreffliche Leistungen, wie sie Gregg von den Comanchen berichtet. Einer ihrer Häuptlinge, Taba Quina, entwarf auf einem Bogen Papier mit Bleistift eine Landkarte von den Hauptflüssen, der Straße von Missouri nach Santa Fé und den verschiedenen mexicanischen Ansiedelungen. Auch George Bad (1833—1835) hatte sich von einem Indianer eine Karte zeichnen lassen, welche das Fort Reliance an dem Voharthflusse mit seinen Wasserfällen enthielt. Als nun Deell im Jahre 1900 dasselbe Gebiet zwischen dem großen Sklavensee und der Hudsonbai durchforschte, ließ er sich ebenfalls durch einen Indianer eine Skizze vom Artillerieflusse und vom Thelonflusse herstellen. Noch mehr aber haben

wir das topographische Talent der Eskimos zu bewundern. Kalliherva, alias Erasmus York, entwarf im Winter 1850/51 an Bord der „Assistame“ eine Karte. „Er nahm den Bleistift, ein Ding, das er nie zuvor gesehen hatte, und zeichnete die Küstenlinie von Pitierlu bis Nah York mit staunenswerter Genauigkeit, machte Signaturen, um alle Inseln, bemerkenswerte Klippen, Gletscher und Berge anzugeben und erteilte allen ihre einheimischen Namen.“ Fast unglaublich klingt es, daß für Ed. W. Parcy auf der Melville-Halbinsel (1821) sogar eine Eskimofrau eine Karte zeichnete, die ihm später als Führer in nördliche Seen dienie. Es ließen sich noch eine große Anzahl von Fällen aufzählen, in denen sich die Eskimos als vorzügliche Kartographen und Geographen erwiesen. Sie werden in dieser Beziehung vielleicht nur noch von einzelnen Südseebewohnern übertroffen. —

Humoristisches.

— **Bo s h a f t.** „Herr Wirt, Sie hatten ja morgen eine Jagd ab — können Sie keine Treiber brauchen?“
„Gewiß! . . . Was seid Ihr denn?“
„Dachdecker!“ —
— **Schlechtes Gewissen.** Hausfrau (beim Kaffeetränzchen plötzlich die Thüre öffnend, zum Dienstmädchen): „Was, Sie horchen? . . . Sie können sogleich Ihre Sachen packen! . . . Wie lange stehen Sie übrigens hier schon?“
Dienstmädchen: „Eine halbe Stunde!“
Hausfrau: „So lange schon? . . . Na . . . Sie können bleiben!“ —
— **Vaderkniff.** Vater (zum Bohnenjungen): „Mischerl, wenn D' den Herrn rasierst, so tritt'n ordentli' auf'n Fuß — vielleicht laßt er sich nacha auch d' Hühneraug'n schneid'n!“ —
(Fliegende Blätter.)

Notizen.

— **Wilhelm Jordan** ist in Frankfurt a. M., wo er seit langem seinen Wohnsitz hatte, am Sonnabend gestorben. Der Dichter war am 8. Februar 1819 zu Jüterburg in Ostpreußen geboren. 1846 wurde er aus Leipzig und Sachsen wegen eines „atheistischen Toastes“ ausgewiesen. Er ging nach Paris, kam 1848 nach Berlin und wurde vom Oberbairnischen Kreise in die Deutsche Nationalversammlung gewählt. Jordan hat Theaterstücke, Romane, Gedichte geschrieben. Am bekanntesten ist er durch das Doppeltepos „Die Nibelunge“ geworden, das in Stabreimen abgefaßt ist. Der Autor hat es an vielen Orten in Deutschland und in Amerika frei aus dem Gedächtnisse vorgetragen. —
— **Henrik Ibsens** Briefwechsel wird demnächst im Buchhandel erscheinen. —
— Eine **Fritz Reuter-Ausstellung** wird anlässlich des dreißigsten Todestages (12. Juli) des Dichters im Greifswalder Universitätsgebäude veranstaltet. —
— „Der Prinzgemahl“, eine dreiaktige Operette von **André Messager**, geht Mitte Juli erstmalig im Neuen königl. Operntheater in Scene. —
— Der **Leipziger Stadtrat** hat die **Preller'schen** Schiffs- und Landschaften zum Preise von 25 000 Mark für das städtische Museum angekauft. —
— Das auf der **Düsseldorfer Kunst-Ausstellung** befindliche Gemälde von **Franz Stud**, den Maler und seine Frau im Atelier darstellend, ist von der Stadt **Köln** für das **Wallraf-Richartz-Museum** angekauft worden. —
— **Farbige Vasen** für das geplante **Charlottenburger Schiller-Theater** zu liefern, sind sechs deutsche Architekten aufgefordert worden. Der Preis für die Skizze ist mit 2500 M. angesetzt. Dem Verfertiger des besten Entwurfs wird der Bau übertragen. —
c. Das **Schicksal des Papstpalastes in Avignon** scheint besiegelt zu sein. Der Magistrat dieser Stadt hat es abgelehnt, für die Restaurierung der Burg weiter Geld zu bewilligen. —
— In dem **Wettbewerb zur Erlangung einer Vorrichtung zum Messen des Winddruckes** hat den ersten Preis — 5000 M. — **Ober-Ingenieur Gieschen** in Kiel erhalten; der zweite Preis — 3000 M. — fiel dem **Mechaniker H. Fuchs** in Steglitz und dem **Dr. ing. Reifner** in Berlin zu. —
— **Gegen Rückenstiche** wird in neuerer Zeit **Vor-Waseline** empfohlen, mit der die Stichstellen eingerieben werden; dabei dürfen die Stellen aber nicht gedriekt oder massiert werden, da das den Müdenstachel nur noch weiter in das Gewebe treiben würde. Ein gutes Mittel ist die **Seife**; je mehr **Soda** sie enthält, desto besser; gewöhnliche **Seife** ist also besser als feine. Man schält sich ein kleines Stück wie Kreide vor und reibt damit möglichst gelinde die Stichstelle, so daß sie einen leichten Seifenüberzug erhält; dieses Verfahren mildert das Jucken sofort. Auch gequetschte **grüne Peterilie**, auf die Stichstelle gelegt, thut das. In dieser Hinsicht erfreut sich ja das **Wetupfen** mit **Salmial** noch immer eines guten Rufes. Als **Abhaltungsmittel** kann auch eine **Abkochung** von **Wermut** dienen, die man auf die Haut reibt. Auch manche flüchtige **Öle**, wie **Nelken-, Kampfer-, Lavendel-** u. a., sind wirksam. —